

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 87 (2022)
Heft: 4

Artikel: Carl Spitteler und seine Heimat
Autor: Salathé, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Carl Spitteler und seine Heimat

Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer – Wer kennt es nicht, das leuchtende Dreigestirn am Schweizer Literatur-Firmament? Alle drei Repräsentanten hoher Dichtkunst verbinden wir u. a. mit heimatbezogenen Texten: Gotthelf vielleicht mit «Die Wassernot im Emmental», Gottfried Keller z.B. mit dem «Fähnlein der sieben Aufrechten» und schliesslich Conrad Ferdinand Meyer mit seinem «Jürg Jenatsch».

Und Carl Spittelers Heimatverbundenheit? Sie ist offensichtlich weit weniger in seinem dichterischen, nicht leicht zugänglichen Werk, als in seiner aufrüttelnden und wegweisenden politischen Rede «Unser Schweizer Standpunkt» am Vorabend des Ersten Weltkriegs nachzuvollziehen. Doch der Schein trügt: Heimat ist ungeachtet der in der griechischen Mythenlandschaft wurzelnden Hauptwerke «Der olympische Frühling» und «Prometheus» tatsächlich eines der wichtigsten Schlüssel- und Inspirationsworte zum Verständnis von Spittelers Dichtung und Weltverständnis. Wie sonst liesse sich sein Lob auf die «festen Wurzeln in dieser Heimat, dieser guten Medizin» erklären?¹

Besonders intensiv widmete sich Spitteler dem Phänomen der Heimatliebe in seinen 1914 erschienenen «frühesten Erlebnissen», die ihre Leser mit der existenziellen Frage konfrontieren: «Was gelten mir zum Beispiel alle Reisen meines Lebens zusammengerechnet, im Vergleich zu dem kurzen Viertelstündchen Weg, das ich eines Abends aus dem Acker des Grossvaters dem «langen Haag» entlang und dem «Steinenbrücklein» getragen wurde? Der

schwächste Schimmer eines Gedächtnisbildes aus der sprachlosen Zuschauerzeit ist mir wichtig und heilig wie dem Frommen die Bibel.»²

Das Jahr 1849 brachte für Carl Spitteler eine Zäsur seiner ersten vier Kinderjahre: Sein Vater trat in Bern die Stelle als eidgenössischer Kassier des 1848 neu geschaffenen Bundesstaates an. Für den Vierjährigen begann damit eine Zeit der Entbehrung und des Heimwehs an jenen Ort, nach Liestal nämlich, wo er im Kreise einer liebevollen Verwandtschaft «wie in einem ganz eigenen «Kosmos» herumgeboten worden war».³

Wie erlebten und erduldeten er und sein Bruder diese Zeit des Exils?⁴

«Schon nach einem halben Jahr hatten wir Kinder die Berner Sprache angenommen, während die Eltern immer ihre heimische Mundart bewahrten. In der Folge verbernernten wir beide ganz und gar, so dass wir später den Schulkameraden in Basel völlig als Bernerbuben erschienen, auch mit unserer Aussprache Lehrern und Schülern anfänglich lebhaftes Ergötzen bereiteten. Nicht das Emmenthaler Deutsch eines Gotthelf und Loosli, sondern das Stadtbernerische der Tavel und Greyerz. Im Innersten jedoch, im Herzen, blieben wir Basellandschäftler. Zu lebhaft leuchteten in unserer Erinnerung die tausend und abertausend Erlebnisse der vier ersten Kinderjahre, zu wenig beseelte uns die Anhänglichkeit an unsere Grosseltern,

¹ aus Aphorismen.de: «1 Zitat und 1 Gedicht "über Heimat von Carl Spitteler.»

² Riedo, Dominik: «Carl Spitteler – Essays zu Leben, Werk und Wirkung», Bern 2017. S. 71

³ Ebd. S. 16.

⁴ «Meine frühesten Erlebnisse», Jena 1914, 152 Seiten.

Vettern und Verwandten, zu zahlreiche Freunde, Bekannte und Gönner hatten wir zurückgelassen, als dass wir uns dessen hätten entledigen können. Wir fühlten uns in Bern von der ersten Stunde an als Abwesende und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein sehnächtiges Heimweh, das den Hintergrund unseres gesamten Gefühlszustandes bildete und mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewusstsein emporwuchs. Das Wort «Heimweh» kannten wir zwar nicht und das Wort «Heimat» verstanden wir nicht. Anders als unsere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig sangen «Heimat, Heimat über alles». Aber die Sache kannten wir: die glühende Sehnsucht nach den zurückgelassenen lieben Menschen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unsere Sehnsucht im Traum und im Wachen seufzte: das Wort Liestal. Mit Liestal meinten wir nicht das Städtchen, denn mit diesem verbanden uns nur wenige und verhältnismässig unbedeutende Erinnerungen, sondern vor allem die lieben Menschen, die in Liestal wohnten, die Grossmutter, der Grossvater, der Ünggeli usw., sodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauses, wo sie wohnten, also die Brauerei. Nicht etwa das Häuschen unseres Vaters; denn alles, was einst Liebes darin gewesen war, war ja mit uns nach Bern gezogen: Mutter, Vater und Agathe. Fremde Menschen hausten jetzt darin, es galt unserm Herzen für leer, wir würdigten es, wenn wir in den Ferien nach Liestal reisten, keines Blickes. Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen; zumal es sich um Kinder handelt, von denen doch die Sage geht, sie lebten in den Tag hinein. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort «Enge» lud unser

Herz mit Wehmut, weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von aussen wie die gemeinen Häuser aussah, aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloss ein- oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften! Ja warum, wenn man es doch nun kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir? Jammervolle Traurigkeit schlug uns nieder, wenn irgendein Umstand uns an das Posthaus erinnerte; besser gar nicht daran zu denken.

Einmal machten unsere Eltern in Gesellschaft anderer mit uns eine Spazierfahrt in die Nähe von Schönbühl. Wir wussten, dass Schönbühl die erste Poststation auf dem Wege nach Liestal ist. Da bettelten wir allen Ernstes, bloss weiterzufahren, da wir doch schon unterwegs seien, und konnten nicht begreifen, warum wir statt dessen rückwärts nach Bern kehrten. Ebenso später, als wir mit der Schule ein Reischen nach dem Weissenstein machten. Auf einer Anhöhe über Solothurn zeigte ein Lehrer gegen das Hauensteingebirge: «Dort geht es nach Langenbrugg und Liestal» verkündete er. Nun also. Wenn es doch dort nach Liestal geht, warum gehen wir nicht nach Liestal statt auf den unnützen Weissenstein? Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: «ich habe von Liestal geträumt», so verstanden wir einander und seufzten. Das

gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermissten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden als Herzerquickung mit jubelnden Freudenstürmen begrüsst, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen schürte die Sehnsucht nach sämtlichen. Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns fast alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unsere Herzen klopfen! Wie wir angstvoll zwischen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreise im Erwartungsieber dahinlebten, besorgend, es könnte noch in der letzten Minute ein dummes Hindernis dazwischenplumpsen. Mein Bruder freute sich einmal in der letzten Nacht vor der Abreise so unsinnig, dass er am Morgen sich krank meldete und die Liestaler Reise unterbleiben musste. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Der Weg aber, der nach Liestal führte, wurde uns zur heiligen Strasse. Natürlich! Er führte in die Seligkeit. O wie wir den auswendig kannten! Zuerst Schönbühl. Dort entschied es sich. Wenn man beim Gasthof Schönbühl um die richtige Ecke herum war, in der Richtung gegen Utzendorf und Jegenstorf, so war man gerettet. Nichts konnte einen mehr zurückholen. Aber die richtige Ecke musste es sein; denn es liefen eine Menge Strassen bei Schönbühl nach allen Richtungen. Zum Beispiel nach Biel. Weswegen läuft eine Strasse nach Biel? Gibt es denn auf der Erde Menschen, so verstandesblöde, so stumpfsinnig, so glückblind, dass sie nach Biel mögen statt nach Liestal? Kaum zu glauben. Aber es scheint so. – Hinter Schönbühl musste man Geduld schöpfen, denn bis Solothurn wurde es langweilig. Mit Solothurn hatte man die Hälfte ge-

wonnen. Dürrenmühle und die Clus winkten als die ersten heimatlichen Grüsse aus der Ferne. Langenbrugg, nun ja, die Urgrossmutter wohnt dort, das ist schon etwas, obschon noch nicht das Rechte, mehr nur eine Andeutung. Dagegen Jöris Gärtlein und die Waldenburger Schlossruine, o Wonne! Das ist schon halb Liestal. Jetzt Herz und Augen auf! – Aber warum dauert es von Waldenburg nach Liestal noch so unvernünftig, so endlos lange? Was soll das für einen Zweck haben? Gar nicht zu erleben. – Endlich, endlich heisst es: «Seht ihr dort den Kirchturm von Liestal?» Da tanzte die Ungeduld eine Erlösungspolka. Und das erste Mal, dass wir in den Ferien nach Liestal durften, tastete ich am nächsten Morgen im Halbschlaf mit der Hand an die Tapete, ob es auch zweifellos wahrhaftig wahr sei, dass ich nicht bloss im Traum, sondern in haltbarer, gegenständlicher Wirklichkeit die Glückseligkeit erlebte, im leibhaftigen Liestal aufzuwachen, in der Brauerei, beim Grossvater, bei der Grossmutter, beim Ünggeli und allem andern, was das Herz heilt.»

Spittellers so lebhafte Rückbesinnung ist Ausdruck der prägenden ersten Jugendjahre: «Wenn mich aber jemand fragte: ‹Wann in deinem Leben warst du am meisten Ich? Welches deiner Ich in den verschiedensten Lebensstufen geht dich am nächsten an? Welches davon würdest du bekennen, falls du wählen müsstest?› So würde ich antworten: ‹Das meiner frühesten Kindheit.›»⁵ Und vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, dass Spitteler mit seiner Dichtung, dem «Olympischen Frühling» und dem «Prometheus», ein geistiges Heimatgefühl aufleben liess, das den verwunschenen, paradiesischen Jugendjahren glich. «Überhaupt schafft es ja ein ganz anderes Gemütsverhältnis zur ‹Natur›, das will sagen, zu den irdischen Dingen unter

⁵ Ebd. S. 7.

freiem Himmel, wenn man sie im frühesten Kindesalter erlebt, als wenn man sie erst nachträglich durch Spaziergänge und Ausflüge kennen lernt. Vollends wenn ihre erste Bekanntschaft auf dem Grund und Boden des Familieneigentums geschlossen wird, entsteht etwas wie Seelenverwandtschaft mit den Dingen. Die trauten Gestalten der Angehörigen färben auf das Gefilde ab. Aus diesem Grund, ich meine, weil ich als kleines Kind die «Natur», also die Landschaften der Erdoberfläche, nie anders als in Gesellschaft der Meinigen gesehen habe, wird mir das, was andere als Naturgefühl beobachten, zum Heimatgefühl. Der Kirschbaum der Aphrodite, der Nussbaum der Pandora, das Gras des Baldur, das Korn der Mittagsfrau sind auf den Feldern meines Grossvaters gewachsen. Das Versetzen haben sie gut vertragen, sogar bis auf den Olymp.»⁶

Das unerschöpfliche Thema der glücklichen und verklärten Jugendjahre lässt Spitteler auch in einem Aufsatz aufleben, der 1913 in einer deutschen Zeitschrift erschien:⁷

«Wenn man von Basel in der Richtung nach Olten in die Schweiz fährt, kommt man nach zwanzig Minuten an der häss-

lichen Rückseite eines sauberen Städtchens namens Liestal vorbei. Von diesem Liestal wüsste ich viel zu erzählen: allein man erzählt nicht von seiner Heimat einleitungsweise. So mache ich denn einen Gedankenstrich, mit einem geheimen Gefühlszeichen darum, nehme einen guten Sprung darüber hinweg und beginne sachlich mit meinem Thema.»

Und dieses Thema fand sein Ende in einem grossem ekstatischen Dankeschön an das Liestaler Pfarrhaus, «wo einst beim Klang Beethovenscher Violinsonaten in den Ring guter, schöner Menschen von draussen die Bäume des Turnplatzes und die Wälder des «Schleifenberges» zu den Fenstern hereinlauschten und einander zuflüsterten: Still! Andacht! hier werden edle Träume geboren.»

Wir fassen Spittelers Heimatempfinden, das von vertrauten Örtlichkeiten ausgeht, aber immer auch von der Erinnerung an liebe Menschen genährt wird, in einer Kernaussage zusammen, die für den Exil-Baselbieter bis ins hohe Alter galt: «Liestal ist und bleibt meine Heimat.»⁸

Und nun zum Ausklang die rhetorische Frage: Warum hütet nicht das Landesmuseum in Zürich, sondern das Liestaler Dichtermuseum Spittelers Nobelpreismedaille?

⁶ Ebd. S. 41.

⁷ Carl Spitteler «Das Pfarrhaus Widmann in Liestal» in «Schweizer Jahrbuch der Süddeutschen Monatshefte», August 1913, S. 473 ff.

⁸ Aus Bohnenblust, Gottfried: «Carl Spitteler, Dichter und Heimat.» Bern 1985. S. 6.

Sein letzter Beitrag

Mit dem Wort «Alle Erinnerung ist Gegenwart» von Novalis ist die Traueranzeige für Dr. phil René Salathé-Rickenbacher überschrieben. Im hohen Alter von 95 Jahren und einem Monat verstarb er am 9. November 2022. Das Novalis-Wort passt eindrücklich zum vorstehenden Text. René Salathé hat uns diese Miszelle noch im vergangenen August mit der Frage zugeschickt, ob ich Interesse am Abdruck hätte. Gerne bin ich diesem Ansinnen des nun verschiedenen Doyens der regionalen Kulturgeschichte nachgekommen. Wer hat wissen können, dass es sein letzter Beitrag für unsere «Baselbieter Heimatblätter» sein wird?

Im Namen unserer Gesellschaftsmitglieder und unserer treuen Leserschaft danke ich unserem langjährigen Weggefährten für alles, was er für die Erforschung unseres Kantons und auch über seine Grenzen hinaus getan hat. Wir werden ihn und sein immenses Werk in Ehren behalten. Den Angehörigen entbieten wir auch auf diesem Weg unser herzliches Beileid.

*Dominik Wunderlin,
Präsident GRK BL / Redaktor Baselbieter Heimatblätter*